

Kennst du den Faust?

Den Täter, den Techniker, den Don Juan oder den Adam? Eine Konferenz auf dem Theater

So sieht die gewöhnliche germanistische Tagungstruppe aus: Die Referenten halten sich gegenseitig Vorträge, und selbst die Studenten des veranstaltenden Fachbereichs meiden den Ort, als würde sie ein Drudenfuß bannen. Wer aber nun an der Kasse des Deutschen Theaters ein Billet für die „Faust“-Konferenz erwerben wollte und ein wenig spät kam, wurde wunderbarerweise mit dem Wörtchen „ausverkauft!“ beschieden. Dabei verfügt der Saal der DT-Kammerspiele über dreihundert Sitzplätze. Wer hätte es gedacht: Literaturwissenschaftler steigen auf die Bühne, und die Öffentlichkeit zeigt Interesse an ihren Darbietungen. Aber wozu überhaupt eine Konferenz über „Faust“? Ist in den letzten zweihundert Jahren nicht längst alles gesagt und geschrieben worden über dieses Alpha-Tier der deutschen Literatur? Nein, denn in der Germanistik gilt das Hydra-Prinzip. Wo ein Problempunkt abgeschlossen wird, wachsen mindestens zwei neue nach.

Und dann bespiegelt sich im Mythos Faust seit je der Geist der Zeiten. Der kunstgeschichtliche Vortrag von Petra Malsak zeigte etwas von diesen Wandlungen. Im neunzehnten Jahrhundert wurde Faust – etwa von Illustratoren wie Engelbert Seibert – gerne als Tatmensch aus ruhmvoller deutscher Vergangenheit dargestellt. Schon bei Delacroix aber nähert sich seine laziv gezeichnete Physiognomie der Visage Mephistos an. Emil Nolde lithographiert ihn 1911 als schwer umschatteten Unglücksman mit zerfließenden Nolde-Konturen. Max Beckmann nähert Mephisto Faust an, als wären es Brüder – und beide sehen aus wie Beckmann selbst. An die Grenze solcher faustischen Spiegelung geht Bernhard Heisig 1981: eine amorphe Maske des Entsetzens. Bei einem solchen Faust erübrigt sich der Mephisto.

Die zunehmende Verdüsterung der Figur findet sich wieder in der Geschichte der „Faust“-Forschung. Das Nationaldrama der Deutschen hatte lange Zeit vor allem Gutes zu bedeuten. Fausts Streben wurde in perfektibilistischer Lesart als höchste Tugend des sich emanzipierenden Menschen verstanden. Davon ist nicht viel geblieben. Faust, der Mensch in der Revolte, der den Göttern mit der Giftphiole zu prostet, wird heute als Leitfigur der „veloziferischen“ Übereilung der Moderne begriffen. Verflucht er doch an zentraler Stelle des Dramas „vor allem“ die „Geduld“. Die Schlusszenen, in denen Faust seine Kolonie aus dem Meeresboden stampft und

das Idyll des klassizistischen Rentnerpärchens Philemon und Baucis zerstört, sind ein literarisches Bild technokratischer Hybris, wie Michael Jaeger (Berlin) in seinem Vortrag ausführte. Eine Großbaustelle als Glücksentwurf, eine Gulag-Phantasia.

Zu den philologischen Überraschungen der Tagung gehörten musikdramatische Bezüge. Hans-Jürgen Schings interpretierte den „Prolog im Himmel“ als Gegenstück zu Haydns aufklärungsoptimistischem Oratorium „Die Schöpfung“, in dem der Jubel über das Sechstageswerk bruchlos (das heißt: ohne Vertreibung aus dem Paradies) ins Lob der Humanität übergeht. Goethe dagegen setzt den Dauernörgler Mephisto wieder ins Recht und rehabilitiert den Sündenfall, indem er Faust zum modernen Adam macht. Ernst Osterkamp riskierte die These, daß Mozarts „Don Giovanni“ (für Goethe die „Oper aller Opern“) dafür verantwortlich war, daß der „Faust“ auf längere Zeit wieder in der Schublade verschwand. Denn die Don-Juan-Thematik, auf die das Drama nach der Verjüngungsszene im Schmuddelmilieu der Hexenküche hinauszuwachen schien, war damit erst einmal besetzt und vor allem: nicht mehr überbietbar.

Im „Faust II“ wird die Leporelloliste dann durch das einmalige Erlebnis der vollkommenen Schönheit ersetzt: Helena. Osterkamp kritisierte die Forschung dafür, daß sie Helena bisher immer nur als Ideenträgerin gesehen habe. Dabei sei sie eine von Goethes faszinierendsten Frauen-

gestalten. Sie weiß, daß sie ein Idol ist, ein Phantasma der Beglückungssehnsüchte zahlloser Männer. Wie sie sich als lebendige Gestalt und Individuum gegen ihre jahrtausendealte Fama zur Wehr setzt, das sei einer der großen Momente des Dramas. Und der dritte Akt die selbige Enklave im Unheilsgeschehen von „Faust II“.

Der Goethe-Biograph Nicholas Boyle (Cambridge) deutete den Teufelspakt als „Retourkutsche“ auf die berühmte Wette Pascals: Setze dein Leben darauf, daß Gott existiert, denn der Einsatz und die Möglichkeit zu verlieren sind nur endlich, der mögliche Gewinn jedoch unendlich. Faust dagegen gibt die Unsterblichkeit, an die er sowieso nicht glaubt, gerne preis, um sich dem flüchtigen Lebensgenuß zu verschreiben. Boyle sah im Modell dieser Wette bereits die Logik der Konsumgesellschaft am Werk, die alle Lebensformen zur Verfügung stellt, unter der Bedingung, daß jede austauschbar bleibt. Vielleicht eine etwas forcierte Aktualisierung. Auch der Bonner Germanist Manfred Osten, der den Homunculus, das künstliche Menschlein aus der Retorte, als Klonphantasia begreifen wollte und von Gentechnik und Gehirnoptimierung sprach, mußte sich von Anne Bohnenkamp (Frankfurt) – sie widmete sich Vorformen der Evolutionstheorie im Denken Goethes – auf den harten Boden der Entstehungsgeschichte zurückweisen lassen. Im Zweifelsfall gilt dann eben doch eher Herder als Darwin.

Um Goethe zu variieren: Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten „Faust“-Vorträgen. Denn erstaunlich, wie wenig einzig sich die Gelehrten sind. Selbst zentrale Szenen wie der Schlußmonolog Fausts sind umstritten wie am ersten Tag. Schings versuchte, hier wieder einen aufhellenden Akzent zu setzen, indem er die Kolonisierungsszenen mit dem meeresbegrenzenden Geschehen des dritten Schöpfungstages in Verbindung brachte. Genesis oder Gulag, das ist also hier die Frage. Kein Wunder, daß sich im Laufe des zweiten Konferenztages allmählich ein Fundamentalbegriff aus der Diskussion schälte: Ambivalenz. Alles ambivalent in Goethes Widerspruchskunst.

Wer angesichts der konkurrierenden Partiallogiken der Deuter in die hermeneutische Verwirrung gerät, mag sich ans Halteschild der Anschauung retten. Theorien seien bloß Überbereitungen des Verstandes, der die Phänomene loswerden möchte, meinte Goethe. Also: Rede nicht über den „Faust“, schau ihn dir mal wieder an, ganz phänomenal. WOLFGANG SCHNEIDER

Pionier des Latin Jazz

Ray Barretto gestorben

Vor ein paar Wochen wurde er noch mit der höchsten Auszeichnung geehrt, die ein Jazzmusiker in Amerika erhalten kann: mit dem „Jazz Masters Award“. Jetzt ist Ray Barretto in Hackensack, New Jersey, im Alter von siebenundsiebzig Jahren gestorben. Barretto, in Brooklyn als Kind puertorikanischer Einwanderer geboren, gehörte als Conga-Spieler in den vierziger Jahren zu den einflussreichsten Pionieren, die dem Bebop eines Charlie Parker oder Dizzy Gillespie einen attraktiven Latin Rhythm beimischten. Später stellte er seine eigenen, auch kommerziell höchst erfolgreichen Bands zusammen und erhielt mit der Sängerin Celia Cruz einen Grammy. WWS.



Foto Sonja Rothweiler

Blutwursttour: Topols „Reise nach Bugulma“ in Düsseldorf

Die Krieger, die mit ihren Bomben die Städte Europas zerstört haben, heißen „Terroranten“, und die „wildern“ Einheimischen, die mit Rentiermasken und Speeren ihr Land verteidigen, „Simbirjaken“. Die Namen sind leicht zu entschlüsseln, doch wo liegt der Ort, an den das Stück „Die Reise nach Bugulma“ von Jáchym Topol zu führen vorgibt. Das Lexikon findet eine Stadt in Tartarstan, mit Flughafen und nicht einmal hunderttausend Einwohnern, hier aber wird sie als „letzte Bastion des Kommunismus“ ausgegeben. Das Programmheft ist als fiktiver Reiseführer angelegt, der die Stadt „auf der äußersten Insel eines Archipels vor der ehemaligen Sowjetunion“ ortet und schwärmt: „Die atemberaubende Landschaft mit ihren schneebedeckten Eisbergen ist einzigartig.“

Das komische Niveau ihres Programmheftes aber erreicht die Uraufführung am Düsseldorfer Schauspielhaus, die dem tschechischen Romancier zu seinem dramatischen Debüt verhilft, allenfalls momentweise. Jáchym Topol mag über einen kauzigen Humor verfügen, auf der Bühne

aber fällt sein Witz flach. Allzu viel packt er hinein: Die ganze Geschichte des Kommunismus, totalitäres System, Menschenverachtung, Ruin, Ruinen, Kälte, Parolen, Phantomschmerzen. Dies alles verrührt das Stück, das sich als in die Zukunft verlegter Rückblick ausgiebt und fünfunddreißig Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs spielt. Blutwurstdramatik.

Die Schlachtplatte bleibt erstmals auf Eis, wie der Schaum auf der Bühne von Florian Etti unterstreicht: Eman, sein Sohn Jenda und sein greiser Vater irren durch die verschneite Taiga, klappern mit den Zähnen und füttern rohen Fisch. „Paps“, einst Henker in Prag, ist „seit Havel“ arbeitslos, der Filius nimmt Drogen, und „Opi“, der bald röchelnd verbleicht, war Lagerkommandant: So stehen sie platt allegorisch für drei historische Epochen. Während sie, von der Stimme Bugulmas aus dem Transistor gelockt, die Stadt noch suchen, sind Emans Frau Karla und eine Schönheitschirurgin aus Düsseldorf, der sie assistiert, dort bereits angekommen: In einer Feldpathologie müssen sie, von den Simbirjaken gezwungen, an Lei-

chen schnippeln und sie für die Ankunft Gottes zurechtmachen. Da erscheint, im Rollstuhl und mit eiserner Faust, die stalinistische Lagerkommandantin von einst und läßt die alte Zeit nochmal hochleben. Doch zu spät, es beginnt zu tauen, und das Land gibt Berge von Leichen frei. Die überraschende Familienzusammenführung begleitet große Fragen: „Wozu das alles, das ganze Morden und Töten? Wozu?“ Doch hat sich das Grauen längst in der kleinteiligen Konstruktion einer kruden Grotteske verkrümelte. Putin, ihre letzte Hoffnung, fliegt im Hubschrauber über die Versprengten hinweg.

Die Regie von Gustav Rueb gibt der klapprigen Farce den Rest, indem sie auf naturalistisches Elendstheater setzt. Wie überhaupt die dreiteilige Reihe „Das Neue Europa – Warten auf die Barbaren?“, die das Düsseldorfer Schauspielhaus mit „Nacht“ des Polen Andrzej Stasiuk eröffnet und mit „Orpheus, Illegal“ des Ukrainers Juri Andruchowitsch fortgesetzt hatte, in einer abgestandenen Theaterästhetik ihren größten gemeinsamen Nenner fand. aro.

Ceaşescu Lehranstalt

Imre Kertész protestiert gegen die rumänische Staatsuniversität in Klausenburg

BUDAPEST, 21. Februar
Imre Kertész ist nur einer von ihnen. Gleichwohl dürfte der ungarische Schriftsteller der bekannteste unter den Nobelpreisträgern sowie weiteren namhaften Unterzeichnern einer Petition sein, die der Physiker Péter Hantz zusammen mit dem Parlamentarier Csaba Sógor an diesem Dienstag in Brüssel dem EU-Kommissionspräsidenten Barroso übergibt. In der von achtzig Wissenschaftlern aus 22 Staaten unterstützten Bittschrift, welche zugleich dem rumänischen Staatspräsidenten Basescu und Regierungschef Tariceanu sowie dem Europäischen Parlament zugeleitet wurde, steckt Sprengstoff, wird darin doch nichts Geringeres verlangt als die „Wiedereröffnung der ungarischen Universität von Kolozsvár“.

„Wiedereröffnung“ meint hier die Wiederherstellung eines ehemals bestehenden Zustands. Seit ihrer Wiedergründung 1945 war die Babeş-Bolyai-Universität im siebenbürgischen Klausenburg (Cluj-Napoca) ungarisch geführt; seit sie Nicolae Ceauşescu und Ion Iliescu 1959 zwangsweise in eine rumänische verwandelten, konnten ungarische Studierende nur noch wenige Studiengänge durchgängig in ihrer Muttersprache absolvieren. Weil Rumänien Mitglied der Europäischen Union werden will, scheint den Initiatoren die Gelegenheit für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Zustands günstig. Mehrmals schon seit der Wende war man unter Hinweis auf Länder wie Spanien, Norwegen und Finnland mit dem Verlangen nach muttersprachlicher Lehre für ethnische Magyaren in Rumänien gescheitert. Ein Faktor, der für dieses Scheitern mitverantwortlich gemacht wird, ist Andrei Marga, langjähriger Rektor der aus zwanzig Fakultäten bestehenden Hochschule, der gegenwärtig ihrem Akademischen Konzil vorsteht. Die Zeitung „Cotidianul“ hatte Marga, der Ende der neunziger Jahre Bildungsminister war, 1999 zum „Helden des Kampfes gegen die ungarische Universität“ erklärt.

In der Petition ist niedergelegt, wie die vormalige ungarische Bolyai-Universität in die mehrheitlich rumänische Babeş-Bolyai-Universität überführt wurde. Die Unterzeichner nennen dies „einen der persönlichen politischen Triumphe des 1989 gestürzten Diktators Nicolae Ceauşescu“. Sie stellen fest, in den Jahren seither hätten für ungarische Studenten an der offiziell als „multikulturell“ (Marga) deklarierten, in Wirklichkeit weitgehend rumänischen Universität „keineswegs angemessene Bedingungen geherrscht“. Und ob schon zwei private ungarische Hochschulen in Siebenbürgen von der Regierung in Budapest unterstützt würden, seien die 1,6 Millionen in Rumänien beheimateten Magyaren in der Hochschulausbildung schwer unterrepräsentiert.

Die Option, in Ungarn zu studieren, wird vom Verband der Magyaren in Rumänien, der in Bukarest an der Koalitionsregierung Tariceanus beteiligt ist, nicht be-

fürwortet. Die größte Organisation der ungarischen Volksgruppe in Rumänien befürchtet, wer ins Mutterland gehe, kehre nach dem Studium nicht mehr in das nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennte Siedlungsgebiet Siebenbürgen (Erdély) zurück. Bukarest begann nach dem Vertrag von Trianon (1920) mit der systematischen Zerstörung des traditionsreichen ungarischen Schulwesens in Siebenbürgen. Kaiser Sigmund hatte 1567 die erste Hochschule in Sebes veranlaßt. Unter König Stefan Báthory wurden die Grundsteine für Hochschulen in Preßburg (Bratislava) – als Pozsony lange Hauptstadt des Königreichs Ungarn –, in Buda und in Tarnovo gelegt. Maria Theresia gründete 1776 eine deutschsprachige Universität in Klausenburg, Joseph II. ersetzte sie durch die

rumänische Staatsuniversität in Klausenburg, die 1945 kehrte die rumänische Universität nach Cluj zurück, erhielt den Namen von Victor Babeş, wobei die Regierung in Bukarest ausdrücklich die ungarische Universität unter dem Namen von János Bolyai guthieß. Beide wurden dann zur Babeş-Bolyai-Universität zwangsvereinigt.

Mit mehr als vierzigtausend Studenten und gut 1500 Dozenten ist sie heute eine der größten staatlichen Universitäten Rumäniens. Eine zentrale Forderung der ungarischen Minderheit in Rumänien besteht im Wiederaufbau eines eigenständigen ungarischsprachigen Hochschulwesens. Das geltende Unterrichtsgesetz verneint eine ungarischsprachige Staatsuniversität, eine muttersprachliche Hochschulausbildung ist also nur über Privatinstitutionen mög-



Die rumänische Staatsuniversität in Klausenburg ist ein Relikt aus den Zeiten des sozialistischen Nationalismus. Foto Ott

Piaristen-Hochschule, in der die Lehre auf lateinisch stattfand. Nach 1848 wurde der Ruf nach einer „Universität in der Landessprache“ laut, die Rumänen verlangten eine rumänische. Doch als sie 1872 errichtet wurde, war ausschließlich Ungarisch Unterrichtssprache. Daher wurde sie am 12. Mai 1919 als rumänische wiedereröffnet. In der Zwischenkriegszeit war muttersprachlicher Unterricht für die ungarische Minderheit nur im kirchlichen Rahmen möglich.

Nach der Verstaatlichung des gesamten Bildungswesens 1948 wurden ungarische Schulen und Hochschulen gemäß dem Ziel, eine einzige homogene rumänische Nation zu schaffen, mit rumänischen vereinigt. Im Zuge der territorialen Neuordnungen infolge der von Hitler initiierten beiden Wiener Schiedsprüche war die rumänische Universität von Klausenburg nach Hermannstadt (Sibiu) und Temeschburg (Timişoara, ungarisch: Temesvár) verlegt worden, nach Klausenburg war die ungarische

Universität von Szeged umgesiedelt. Im März 2000 wurde daher die Sapientia-Stiftung mit Sitz in Klausenburg gegründet, deren Ziel ein eigenständiges ungarisches Unterrichtswesens in Siebenbürgen ist. Unter den Gründern waren die Oberen der Calvinisten, der Katholiken, der Lutheraner und der Unitarier als der vier historischen siebenbürgischen Konfessionen. Die Stiftung unterhält die private Siebenbürgisch-Ungarische Universität (EMTE) in Klausenburg – mit Fakultäten in Miercurea Ciuc (Csíkszereda) und Targu Mures (Marosvásárhely) – sowie die „Partium Christliche Universität“ (PKE) in Oradea (Nagyvárad); beide sollen spätestens 2007 zusammengelegt werden. EMTE und PKE machen mit ihren viertausend Studenten gerade mal ein Zehntel der Kapazität der staatlichen Babeş-Bolyai-Universität aus, die für die Ungarn in Rumänien Stein des Anstoßes ist und bleiben dürfte, sofern besagte Petition wirkungslos verpuffen sollte. REINHARD OLT

Das F.A.Z.-Special für Lebensart.



Die Ausgabe PIAZZA erscheint am:
Freitag, 7. April 2006
Anzeigenschluß:
Freitag, 3. März 2006
Druckunterlagenschluß:
Freitag, 10. März 2006

Frankfurter Allgemeine
ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

PIAZZA in der F.A.Z.
www.faz.net

Weitere Informationen für Ihre Anzeigendisposition:
F.A.Z., Verlags- und Sonderbeilagen, Telefon (069) 7591-1710, Telefax (069) 7591-2630